

Nr. 47. Posen, den 19. November. 1893.

Der Polizei-Sergeant Nummer 21.

Die Geschichte eines Verbrechens.

Von Reginald Barnett.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

„Ich glaube, ich habe Ihnen fast Alles gesagt, was ich von den Fremden, die bei uns wohnen, weiß," bemerkte der Hausknecht Er näherte sich dem Fenster und sah hinaus, ob er vielleicht ein Anzeichen bemerken könne, daß seine Gegenwart nöthig sei. „Eine solche Person, wie die, nach der Sie fragen, ist nicht bei uns, unsere Gäste scheinen lauter Engländer zu sein, ausgenommen vielleicht der eine, und das ist ein sonderbarer Fisch! Ich vergesse immer seinen Namen, obgleich ich weiß, daß er anfängt mit Saint — Saint Dingsda! Den Rest habe ich vergessen. Er wohnt hier mit seiner Frau, man sagt er habe eine Menge Geld in diesem Hotel stecken, und er wolle noch ein Grundstück in der Nachbarschaft kaufen und bei den nächsten Parlamentswahlen für unsere Grafschaft kandidiren. Das ist ein reicher Geldsack, ich habe gehört, er will das Hotel vergrößern und verbessern — und richtig, wenn man den Teufel an die Wand malt, so kommt er! Da ist er und geht spazieren."

Sergeant Power näherte sich gleichgiltig dem Fenster, um die Person zu betrachten, von der der Hausknecht sprach; aber beim ersten Blick stieß er einen leisen Ausruf aus und trat rasch zurück, um nicht erkannt zu werden.

Inzwischen war der Herr, von dem die Rede war, auf der anderen Seite der Straße langsam weiter gegangen, ohne zu ahnen, daß man ihn beobachte. Der Hausknecht hatte ihn einen sonderbaren Fisch genannt und dem äußeren Anschein nach war diese Bezeichnung nicht ganz unzutreffend. Es war ein Mann, dessen Erscheinen als ungewöhnlich auffallen mußte. Er war von mittlerer Größe und seine Gestalt wohl proportionirt; er trug einen vortrefflich sitzenden leichten Ueberrock, wie man ihn trägt, wenn das Wetter anfängt, frostig zu werden. Elegante Patentlederstiefel umschlossen seine kleinen Füße und seine Hände bedeckten tadellose Handschuhe. Kurz, es war eine elegante Erscheinung, welche sich der Vorzüge der Toilette wohl bewußt war, die, wie ein Philosoph bemerkt hat, bei allen Leuten viel gilt und bei vielen Leuten Alles ausmacht.

Aber das Merkwürdigste an ihm war das Gesicht. Dieses war glatt rasirt und zeigte eine bräunliche Gesichtsfarbe. Das Kinn war breit und stark geformt, der Mund mit schönen, weißen Zähnen besetzt, welche sich dem Beschauer beständig zeigten, seine Nase war von schöner griechischer Form. Seine Augen aber waren verschieden von denen der meisten Menschen, sie waren schwarz und durchdringend, zeigten aber viel Weiß, was ihnen einen fast starren Ausdruck verlieh. Hauptsächlich dieser seltsame, starre Blick erregte die Aufmerksamkeit der Leute, welche demselben zum ersten Male begegneten. Außerdem war auch noch der Anblick seines dicken, schwarzen Haares ungewöhnlich; er trug dasselbe sehr lang, fast bis zu den Schultern herab, wo es sich dann nach oben kräuselte, aber nicht in kleinen Ringeln oder Locken, sondern in einer breiten, wuchtigen Masse. Sergeant Power blickte vorsichtig durch das Fenster des „Lord Nelson" hinaus und folgte den Bewegungen des Mannes mit den seltsamen Augen, bis er in das Marinehotel eintrat und so seinem Blick entschwand.

„Beim Himmel, es ist Saint Alban!" rief der Sergeant. „Daran ist kein Zweifel. Was in des Teufels Namen hat das Alles zu bedeuten?"

10.

Es war am Morgen des 25. Oktober, als die Dame, welche als Madelaine Faure bekannt war, in ihrem Zimmer ermordet aufgefunden wurde. Am folgenden Morgen wurde von dem Leichenbeschauer Mister Baxter die von dem Gesetze vorgeschriebene Untersuchung der Leiche vorgenommen.

Die Verhandlung fand auf dem Rathhaus statt und schon am frühen Morgen war das Gebäude von einer unruhigen Menge belagert, welche neugierig war, Näheres über das traurige Ereigniß zu erfahren, das so großes Aufsehen erregte. Diejenigen, welche in das Geheimniß eingeweiht waren, wußten jedoch, daß die Verhandlung nur eine Formsache sei, daß das Gericht die Leiche an dem Thatorte besichtigen, einige Zeugenaussagen aufnehmen, und daß dann der Polizei-Inspektor Gadd vorschlagen werde, die Verhandlung zu vertagen, damit die Polizei weitere Nachforschungen anstellen könne.

Für die Beamten, welche mit der Sache beschäftigt waren, war dies eine Zeit der Aufregung. Das Publikum verlangt stets ungestüm, daß alle Verbrechen, so geheimnißvoll und räthselhaft sie auch sein mögen, sogleich aufgeklärt und die Schuldigen sofort ergriffen und bestraft werden sollten. Aber in diesem Fall war nichts festgestellt, als daß ein brutaler abscheulicher Mord verübt worden war. Die Polizei hatte keine Beweise, kannte selbst die Vergangenheit der Ermordeten nicht und wußte auch nicht einmal, ob der von ihr angegebene Name Madelaine Faure ihr wirklicher war. Wie gewöhnlich spottete

man über die ungeschickte und irregeführte Polizei. Unter den auf dem Rathhaus Versammelten fiel ein hochgewachsener Herr mit scharfen Augen und einer langen Nase, in nachlässiger Kleidung auf. Das war der Detektive-Sergeant Brusel von Scotland Yard, ein Beamter von großer Erfahrung, welcher gewöhnlich mit Fällen betraut wurde, welche Ausländer betrafen, da er mehr als eine fremde Sprache geläufig sprach. Mister Brusel hatte schon verschiedene schwierige Fälle mit Glück gelöst und stand bei seinen Vorgesetzten in hoher Achtung. In Sandbank erschien er in Begleitung von zwei anderen Detektives von Scotland Yard, welche jedoch schon vor der Stunde der Verhandlung von ihm mit verschiedenen Aufträgen abgesandt waren.

Nach Besichtigung der Leiche kamen die Geschworenen zurück und nahmen mit ernsten Mienen ihre Sitze ein. Die meisten derselben waren ältere Männer, respektable Familienväter und konnten den schrecklichen Anblick der Leiche einer jungen, schönen Dame nicht ohne unwillkürliche Befürchtung für die Zukunft ihrer eigenen glücklichen Töchter zu Hause ansehen.

Bei Eröffnung der Verhandlung wies der Coroner auf die peinlichen Umstände des Falles und auf das Geheimniß, in das es gehüllt war, hin. „Es wird Ihre Pflicht sein," sagte er zu den Geschworenen, „die Zeugenaussagen anzuhören, und dann sich ein Urtheil über den Fall zu bilden. Unglücklicherweise waren die Anstrengungen der Polizei, die Spur des Verbrechens zu verfolgen, bis jetzt fruchtlos. Ehe Sie Ihren Spruch abgeben, schlage ich vor, die Verhandlung auf eine Woche zu vertagen, zuvor aber die jetzt vor dem Gericht anwesenden Zeugen zu vernehmen."

Diese Zeugen waren Frau Gregory, ihre kleine Nichte Marie Sutton, der Zimmermann Wales, Sergeant Power, Doktor Allen und verschiedene Andere.

Frau Gregory war die erste Zeugin, welche vorgerufen wurde. Sie vergoß reichlich Thränen und ungeachtet der wiederholten Ermahnungen des Coroners verlor sie sich immer wieder in hysterische Klagen über das Mißgeschick, das ihrem Pensionshaus widerfahren sei.

Der Schatten des Verbrechens, der über demselben lag, verursachte ihr schweren Schaden. Sie unterhielt das Gericht mit der Beschreibung ihrer Gefühle beim Schlafengehen und mit der Beschreibung des stets vor ihren Augen befindlichen Bildes eines bösen Weibes, das mit blutigem Messer vor ihr stand. Ihre Aussage wurde durch eine sorgfältige Schätzung des Geldverlustes bereichert, den sie erlitten, durch den Schaden, den das vergossene Blut in dem Zimmer, auf dem Teppich, dem Bett und anderen Möbelstücken verursacht habe. Abgesehen von diesen Abschweifungen jedoch stimmten ihre Angaben in allen Einzelheiten mit dem überein, was sie vor dem Inspektor Gadd ausgesagt hatte.

Wales der Zimmermann, und die kleine Marie Sutton hatten wenig mitzutheilen. Der Erstere erzählte, wie er die Zimmerthüre in der Villa aufgebrochen hatte, während die kleine Marie, welche Frau Gregory im Hause behilflich war, die Aussagen ihrer Tante über das ruhige Wesen der ermordeten Dame bestätigte.

Dann wurde Robert Power aufgerufen. Er machte seine Angaben in klarer, bestimmter Weise, beschränkte sich aber auf bereits festgestellte Einzelheiten und berichtete über die Lage, in welcher Madelaine Faure von ihm gefunden worden war. Er gab seine Gründe für die Vermuthung an, daß sie vor dem Schlafengehen überfallen worden war, und lieferte eine genaue Beschreibung der Scene fast unmittelbar nach der Entdeckung. Er erwähnte das Stück des Briefes, das er aufgehoben hatte, sowie die verschiedenen Toilettengegenstände, welche der Dame gehört hatten, und beschrieb auch genau, auf welche Weise es außer Frage gestellt war, daß die geheimnißvolle Besucherin nicht durch die Hausthüre der Villa, sondern durch das Fenster entflohen war.

Ein erfahrener Beobachter hätte bemerken können, daß die Angaben des Beamten von einem gewissen Herrn mit scharfen Augen und langer Nase mit großem Interesse angehört wurden. Dieser Herr war kein Anderer, als der Detektive-Sergeant Brusel aus London. Er nickte gelegentlich beifällig, als ob er angenehm überrascht wäre von der raschen und scharfsinnigen Auffassung, von welcher die Mittheilung des jungen Beamten zeugte.

Hierauf folgte Doktor Allen, welcher die Verletzung beschrieb. Seine Aussagen riefen besonders Aufregung hervor, als er von dem viereckigen Stück Fleisch sprach, welches unter dem rechten Arme der Ermordeten ausgeschnitten worden war, um die Untersuchung zu erschweren. Die Frage nach der Möglichkeit eines Selbstmordes wurde von dem Coroner der Form wegen gestellt, aber von dem Zeugen als außerhalb aller Wahrscheinlichkeit liegend verneint. Die Wunden seien so beschaffen gewesen, daß der Gedanke an einen Selbstmord nicht aufkommen konnte.

Parkins, der Besitzer des Royalhotels in Sandbank, sowie Elisabeth Baker, das Dienstmädchen in diesem Etablissement und verschiedene Personen, welche in der Hamiltonstraße wohnten und die Verstorbene vom Sehen kannten, sagten aus, was sie über dieselbe wußten, jedoch waren ihre Angaben ohne Bedeutung.

„Es sind keine weiteren Zeugen zu vernehmen," sagte der Inspektor Gadd, „ich kann jedoch hinzufügen, daß die Polizei im Besitz verschiedener Anzeichen ist, deren Erwähnung im jetzigen Augenblick nicht rathsam wäre; wir bitten daher um Vertagung."

Da der Coroner einwilligte, wurde die Sitzung aufgehoben. Als Sergeant Power nachdenklich die Menge betrachtete, welche sich nach dem Ausgang drängte, fühlte er, wie eine Hand vertraulich auf seine Schulter gelegt wurde. Er wandte sich um und sah, daß es der nachlässig gekleidete Herr mit den scharfen Augen und der langen Nase war.

„Gut gemacht, alter Freund," sagte der Letztere, „Sie haben für einen Neuling in solchen Angelegenheiten die Sache nicht schlecht angegriffen. Entschuldigen Sie meine Aufrichtigkeit, aber, wie zum Teufel, kommen Sie dazu, ein gewöhnlicher Polizist zu werden? Nehmen Sie das nicht übel, es ist nicht meine Sache, Familienangelegenheiten auszuspüren. Mein Name ist Brusel, Detektive-Sergeant in Scotland Yard, und ich habe schon zu viel in der Welt gesehen, als daß irgend Jemand nöthig hätte, mich zu lehren, wie man Eier aussaugt. Sie haben Unglück gehabt, wie? Nun, nun, es geht mich nichts an und ich will nicht weiter darüber sprechen. Aber bei unserer Sache werden wir Sie nöthig haben, denn Sie wissen mehr darüber, als Sie ausgesagt haben, das kann ich in Ihrem Gesicht lesen."

11.

Auf den Wunsch des Inspektors Gadd nahm Sergeant Power nach der Verhandlung an einer Art von Kriegsrath Theil, welcher bei dem Inspektor abgehalten wurde, und bei welchem natürlich Mister Brusel zugegen war. Es fiel bei diesem Herrn angenehm auf, daß die gewöhnliche Eifersucht und Zurückhaltung nicht zu bemerken war.

Die Detektives ziehen es gewöhnlich vor, die Sache auf ihre eigene Weise zu behandeln, ohne Leute der uniformirten Polizei in ihr Vertrauen zu ziehen. In diesem Fall aber war Herrn Brusels Entgegenkommen auch der Thatsache zuzuschreiben, daß er für irgend welche Nachweise dankbar zu sein Ursache hatte.

Er war am Morgen aus London gekommen, und obgleich der Inspektor sich nach bestem Wissen bemüht hatte, ihn über die Sache zu unterrichten, hatte die Unterredung mit ihm doch wenig zur Aufklärung beigetragen, auch die Untersuchungen des Coroners hatten nichts ergeben. Aber Brusel hatte wenigstens gesehen, daß die Polizei in Sandbank einen sehr fähigen Beamten in der Person des Sergeanten Power zu den Ihrigen zählte.

Mr. Brusel hatte sich natürlich eine eigene Meinung über den jungen Exdoktor gebildet. Es war keine sehr hohe Meinung und kam der Wahrheit sehr wenig nahe, aber daran war Mr. Brusel nicht schuld. Die Sphäre, in der er sich gewöhnlich bewegte, war nicht geeignet, ihn zur Ueberschätzung seiner Mitgeschöpfe zu veranlassen. Er hatte gehört, daß Power ein sehr reines Englisch sprach, und die Klarheit und Deutlichkeit des Ausdrucks in der Erzählung des jungen Beamten war ihm aufgefallen. Brusel kannte Polizisten jeder Art und wußte, was von ihnen zu erwarten war. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß er einen Mann aus gebildetem Stande vor sich habe, erwog er die Ursachen, welche Power in diese Sphäre

herabgebracht haben könnten, und mit den Wechselfällen des Lebens wohl bekannt, blieb er bei der Vermuthung stehen, daß Wettrennen und sonstiger Sport die Glücksumstände dieses Herrn ruinirt hätten.

Niedergedrückt von dem Gefühl seiner großen Verantwortlichkeit, hatte der Inspektor seine Mütze abgenommen und wischte die Stirne mit dem Taschentuche.

„Nun, meine Herren, was soll jetzt geschehen?“ sagte er, „die Geschichte steht so schlimm, wie man sich nur denken kann.“

„Man muß nicht ans Sterben denken, wenn noch Aussicht zum Leben vorhanden ist,“ bemerkte Brusel. „Sie sind unschuldig daran! Wir müssen jetzt unser Bestes thun. Außerdem sind wir hier, um Ihnen zu helfen, nicht wahr, Sergeant?“

Power gab keine Antwort, er sah finster und unmuthig aus. Seine Nachforschung am vergangenen Tage hatte ihn in einen Zustand versetzt, welcher der Rathlosigkeit nahe kam. Es gab Augenblicke, wo ihm Alles klar erschien, und bald darauf wurde seine Ansicht wieder von Zweifeln erschüttert.

(Fortsetzung folgt).

Deutsche Fürstinnen und Fürstentöchter von ehemals.

Von S. A. P.

(Fortsetzung.)

Einer der wichtigsten Hofdiener war ferner außer dem Hofmeister und der Hofmeisterin der Kämmerer, auch Hofkämmerer oder Leibkämmerer genannt, weil er „mit allem treuem Fleiß auf der Fürstin Leib warten sollte.“ Er war ebenfalls von Adel. In seinem Diensteide hieß es, er solle die tiefste Verschwiegenheit über Alles beobachten, was er beim Ein- und Ausgehen in der Fürstin Kammer oder sonst heimlich oder öffentlich erfahre;“ er solle ferner stets sorgsam darauf achten, daß das Frauenzimmer immer zur rechten Zeit geschlossen werde, überhaupt galt die Spezialaufsicht über das Frauenzimmer als eine seiner wichtigsten Dienstpflichten. Unter seinem unmittelbaren Befehl stand zugleich die ganze übrige Hofbedienung der Fürstin. Dahin gehörten die Kammerjunker, die Hoflakaien, die Kammermägde, der Thürknecht u. s. w. Die Kammerjunker oder Kammerjungen waren junge Edelknaben, die theils den Dienst der Aufwartung, bei Tafel oder im Gemach der Fürstin, theils auch verschiedene Dienste im Frauenzimmer zu verrichten hatten. Sie mußten bei ihrer Aufnahme mindestens das 8. Jahr erreicht haben und wurden mit dem 13. Jahr aus dem Dienst entlassen, denn es war ausdrücklich vorgeschrieben, daß kein Edelknabe über dieses Alter hinaus in das Frauenzimmer mehr zugelassen werden dürfe. Hatten solche Edelknaben sich während ihres Aufenthaltes am fürstlichen Hofe gut geführt, so sorgte die Fürstin dann, wenn sie aus dem Hofdienste entlassen wurden, für ihr weiteres Fortkommen oder ihre fernere Ausbildung theils auf Reisen, theils durch Empfehlungen an andere fürstliche Höfe.

Mit Ausnahme der Edelknaben wurden alle am Hofe der Fürstin angestellten Diener, vom Hofmeister und der Hofmeisterin an bis zum Thürknecht, Hofschneider und der Hofwäscherin herab durch einen Eid in Treue und Pflicht genommen. So war im Dienstelb der fürstlichen Hofwäscherin vorgeschrieben: wenn sie Sachen der Fürstin in der Wäsche habe, solle sie Sachen keiner andern Person in die der Fürstin mit untermengen, ingleichen Niemand über solche Sachen kommen, sie besichtigen und ebensowenig einen fremden Menschen auf derselben Waschbank waschen lassen. Weiterhin mußte sie beschwören, daß sie zur Wäsche der fürstlichen Kleider keine Weidasche gebrauchen, sondern sie lediglich „mit Seife und wie sichs sonst gebührt, fleißig waschen wolle.“

Diese Art von Vereidigung war fast ausnahmslos an allen Höfen gebräuchlich. Nur die in den Hofdienst aufgenommenen Zwerge und Zwerginnen waren davon entbunden. Wie es nämlich Zeiten gab, in denen ein Hofnarr und Spaßmacher ein nothwendiges Glied der Dienerschaft bildete, so waren im 16. Jahrhundert Zwerge und Zwerginnen eine Art Lieblingssache an den Höfen der Fürstinnen, so daß man sich alle erdenkliche Mühe gab, sich ein Exemplar, noch lieber aber ein Pärchen von zwerghafter Körperbildung zu verschaffen. Man machte damit auch gern Ehrengeschenke an befreundete Höfe. Aus den überlieferten Hofordnungen ergiebt sich übrigens, daß diese Zwerge vornehmlich auch zur Aufwartung bei der fürstlichen Tafel gebraucht wurden.

Beschäftigung der Fürstinnen.

Vergegenwärtigt man sich die Art, wie sich die Fürstinnen in den stillen Tagen ihres Hoflebens die Stunden zu verkürzen pflegten, so tritt uns auch hier ein ganz anderes Bild des häuslichen Lebens entgegen, als wir es heutigen Tages an unseren fürstlichen Höfen finden. Mit Lektüre konnten sich damals die Fürstinnen bei der Seltenheit geeigneter Bücher wenig vergnügen, noch weniger gehörte Musik zum Zeitvertreib fürstlicher Frauen. Wenigstens ist in den zahlreichen Briefen, in denen sich Fürstinnen über ihre Beschäftigungen aussprechen, der Musik nicht ein einziges Mal und ebensowenig der Malerei Erwähnung gethan. Ueberhaupt war das Leben der Fürstinnen damals ungleich stiller, einfacher, ereignißloser, als heutzutage. Schon die häufige lange Abwesenheit des fürstlichen Gemahls, wenn er auf den Reichstagen zu verweilen, die Fürstenversammlungen zu besuchen, an kriegerischen Ereignissen theilzunehmen hatte, oder wenn andere wichtige Angelegenheiten ihn von Hause fernhielten, zwang die fürstliche Frau zu einem vergnügungslosen Stillleben. Ist der Fürst im Felde, so nimmt allerdings auch die Fürstin an dem Lauf der Dinge lebhaften Antheil. Doch hat man sich bei den mangelhaften Verkehrsverhältnissen und dem primitiven Nachrichtenwesen jener Zeit auch hiervon eine ganz andere Vorstellung zu machen, als heutzutage. Ausnahmsweise zeigte hier und da eine Fürstin auch für die religiösen Händel jener Tage Interesse, die meisten jedoch erscheinen mehr als fürstliche Hausfrauen, die sich selbst um die Einzelheiten der Hofhaltung und der Hauswirthschaft bekümmern.

Ein schönes Beispiel davon giebt uns die Herzogin Dorothea von Preußen, denn in ihrer unermüdlichen Sorge um das Hauswesen mochte sie wohl schwerlich von einer anderen Fürstin übertroffen werden. Befindet sich der Herzog auf einer Reise im Lande, so sorgt sie auf jede Weise, daß es ihm an nichts, was er nur wünschen könnte, fehle. Sie schickt ihm sogar frische Butter, Käse, Obst, Pfefferkuchen und dergleichen nach und legt die herzlichste Freude an den Tag, wenn der Herzog ihr meldet, daß ihm das Zugesandte geschmeckt habe. Ein andermal läßt sie ihm reine Hemden und sonstige Leibwäsche, ja sogar eine vergessene „Nachthaube“ nachbringen, weil sie besorgt ist, er möchte sich den Kopf erkälten. Fehlt etwas in der Hauswirthschaft, so sorgt die Herzogin in der Regel selbst für die Herbeischaffung des Fehlenden. So schreibt sie einmal nach Nürnberg, man möge ihr ein Säckchen guter Linsen von dort schicken, „denn (fügt sie hinzu) solche allhie bei uns fast seltsam sind und wir sie hiesigen Landes nicht wohl bekommen können.“ Nachdem sie die Linsen erhalten hat, dankt sie der Uebersenderin freundlichst für die Mühe, ist aber auch schon mit einem neuen Auftrage zur Hand, indem sie um die Besorgung von etwa 300 Ellen von den allerbesten Ueberzügen zu Unterbetten bittet, entweder aus Nördlingen oder sonstwoher, wo man solche am besten und dicksten anfertige. Sie probirt die Seife, die ihr ein Seifensieder aus Marienburg zur Probe eingesandt hatte, befindet sie aber nicht für gut, weil zu stark an Geruch, dankt dem Seifensieder für die gehabte Mühe und bestellt einen Posten Seife aus Nürnberg. Auf die Leibwäsche des Herzogs verwendet sie persönlich stets die größte Aufmerksamkeit. Sie schickt der Näherin Stoff zu Hemden, und den nöthigen Zwirn dazu, bestimmt die Breite, Weite und Länge der Aermel und Kragen, bittet aber zugleich, die Arbeit möglichst zu beschleunigen, weil es mit den alten Hemden des Herzogs schon sehr auf die Neige gehe. Zu derselben Näherin schickt sie ihre Kleider zum Ausbessern und um sich Näherinnen für ihren Hof zu erziehen, gründet sie schließlich eine Anstalt, worin sie eine Anzahl junger Mädchen von einer geschickten Näherin unterrichten läßt. Eine Köchin verschreibt sie sich ebenfalls aus Nürnberg — sie wolle ihr zehn Gulden das Jahr geben, auch käme es ihr auf ein paar Gulden mehr und ein gutes Kleid, „so gut wir's unsern Jungfrauen im Frauenzimmer zu geben pflegen“, nicht an. Dagegen stellt sie die Bedingung, „daß ihr viel Auslaufens nicht gestattet würde, sondern sie müßte still, züchtig und verschwiegen stets bei uns in unserm Gemache sein und auf unsern Leib warten.“

Man ersieht daraus, daß die musterhaften Köchinnen und wohl auch sonstigen weiblichen Dienstboten schon dazumal nicht allzu dicht gesäet waren, sonst würde sich die Herzogin nicht eine Köchin bis aus Nürnberg verschrieben und nicht nöthig gehabt haben, sich wegen des „vielen Auslaufens“ zu verwahren. Zu Fastnacht bestellt sie Lachse und Neunaugen für den herzoglichen Tisch zu Königsberg, dann wieder Aale, Makrelen, Rindfleisch, Wildpret u. s. w. Sind der Herzogin von Neuem Mutterfreuden in Aussicht gestellt, so giebt sie ihrem Gemahl, wenn er auf Reisen ist, von Zeit zu Zeit die genauesten Nachrichten darüber, wie es mit ihr stehe, fügt dann aber schämig hinzu: „Ich möchte Ew. Liebden wohl gebeten haben, daß Ew. Liebden diesen Brief ja verbrennen wolle, damit ihn Niemand anders zu sehen kriegt, der meiner damit spotten möchte, denn zu Ew. Liebden versehe ich mich es nicht und weiß es auch fürwahr, daß Ew. Liebden mich meines Schreibens nicht verdenkt.“ Nebenbei tritt sie fernhin in Briefwechsel wegen einer „rechtschaffenen und verständigen Hebeamme“, desgleichen wegen einer „tüchtigen Kindsamme, die ihren Sohn gut gemuttert hat“ u. s. w.

Einen großen Theil ihres zurückgezogenen Daseins verbrachten die Fürstinnen mit allerlei weiblichen Handarbeiten. Dahin gehörten Nähen, Stickereien und vorzüglich auch Perlenarbeiten. Die Fürstinnen sind häufig mit ihrer feinen Leibwäsche beschäftigt, aber sie machen auch oft mit eigenhändig verfertigten Näharbeiten Geschenke an Freunde und Angehörige. Die Markgräfin Sabine von Brandenburg wünscht dem Herzog Albrecht von Preußen Glück

zum Neuen Jahr und übersendet ihm gleichzeitig als Neujahrsgeschenk ein von ihren eigenen Händen verfertigtes Hemd mit der Bitte, es von ihr als eine geringe Verehrung anzunehmen. Ebenso erhält der Herzog von der Herzogin Anna Maria von Württemberg als Gegengeschenk für eine Bernsteinsendung ein selbst genähtes Hemd. Mehr aber noch waren Stickereien und Perlenarbeiten eine stehende Beschäftigung fürstlicher Frauen. Vornehmlich werden gestickte Hauben, Barette, sogenannte Kränze oder Kragen, Brusthemden, Koller, Halstücher und Halsbänder, Armbänder, Stuhlkissen sowie sämmtliche Stücke der Frauenkleidung als die Hauptstickereiarbeiten der Fürstinnen erwähnt. Die Muster dazu, wenn sie sich durch Schönheit auszeichneten, schickten sie sich gegenseitig zu, so daß beispielsweise ein schönes Mustertuch von der Herzogin Ursula von Münsterberg zu Nürnberg zur Herzogin Sophie von Münsterberg zu Nürnberg zur Herzogin Sophie von Liegnitz, von dieser zur Herzogin Dorothea von Preußen nach Königsberg und von dort zur Königin von Dänemark wanderte. In der Regel waren die Stickereien stark mit Gold und Silber geschmückt. Auch diese kunstvollen Stickereien dienten häufig zu fürstlichen Geschenken.

(Schluß folgt).

---

† **Petroleum als Heizmaterial.** Das Petroleum hat als Heizmaterial auf der diesjährigen Ausstellung in Chicago einen großen und bedeutsamen Triumph gefeiert, indem es daselbst fast ausschließlich zu Heizzwecken im Maschinenbetriebe verwendet und zu diesem Zwecke direkt aus den Oelfeldern Indianas nach dem Ausstellungsplatze vermittelst angelegter Röhrenleitung gepumpt worden ist. Die Erfahrungen, welche man bis jetzt in Chicago mit dem Petroleum als Heizmittel gemacht hat, lassen sich in erster Linie dahin zusammenfassen, daß Oel billiger als Kohlen ist und einen größeren Heizeffekt liefert. Dabei ist die vom Petroleum gelieferte Hitze eine durchaus gleichmäßige, ohne daß bei der Verbrennung Asche oder Rauch entstanden. Selbstverständlich sind bei der Benutzung von Petroleum auch weniger Arbeiter zur Bedienung der Kessel und Feuerlöcher erforderlich, da die Fortschaffung von Asche gänzlich entfällt. Man legt übrigens auf die in Chicago gemachten Erfahrungen in den Vereinigten Staaten großes Gewicht, da, wie man meint, ein so außerordentlich umfangreiches Versuchsfeld zur Verfügung gestanden hat, wie bisher noch bei keiner ähnlichen Gelegenheit. Es sind nämlich die Kessel sämmtlicher Maschinen, Elevatoren und Dampfheizapparate, mit alleiniger Ausnahme derjenigen in den Gebäuden der Fischerei- und der Gartenbauausstellung, mit Petroleum geheizt worden, so daß 52 Kessel mit 21675 Pferdekräften und einem Oelkonsum von täglich 60000 Gallonen in Betracht kommen. Zur Speisung der Feuerungen waren nicht weniger als 12 Tank's eingebaut, die zusammen 12500 Gallonen Petroleum fassen. Unter den in Verwendung befindlichen 52 Kesseln sind insgesammt 210 Oelbrenner angebracht, von denen jeder einen in Atome zerstäubten Petroleumstrahl von je 1/16 Zoll Durchmesser in den unterhalb der Kessel befindlichen Feuerraum einspritzt. Auf diese Weise sind zur Bedienung der Feuerlöcher und Kessel nur 13 Mann auf jeder Wache erforderlich, während bei Verwendung von Kohlen auf jeder Wache mindestens 50 Mann erforderlich wären. Das Verhältniß zwischen dem zur Verwendung gelangten Oele und der Kohle stellt sich auf 133½ Gallonen Oel pro Ton Kohle, das heißt, es werden täglich 60000 Gallonen Petroleum zu Heizzwecken verwendet, die auf ein Quantum von 450 Tons guter Blockkohle auskommen. Wenn man im Durchschnitt 15 Tons Kohle per Waggon rechnet, so würden bei Ausschluß des Petroleums täglich 30 Waggons Kohle heranzuschaffen sein, zu welchem Quantum dann täglich noch die fortzuschaffenden etwa 10 Waggonladungen Asche und Schlacken hinzukommen. Was nun die Feuersgefahr anbelangt, welche vermuthlich aus der Verwendung von Petroleum sich ergiebt, so ist dieselbe eingehend von den an der Chicagoer Ausstellung interessirten Assekuradeuren geprüft worden; dieselben haben die getroffenen Einrichtungen als vollständig befriedigend erklärt. Die Verwendung von Petroleum zu maschinellen Heizzwecken ist daher kein Experiment mehr, sondern das Resultat gemeinsamer Untersuchungen und Erfahrungen der hervorragendsten Ingenieure nicht nur aus den Vereinigten Staaten, sondern auch aus Rußland, Großbritannien und den südamerikanischen Staaten, d. h. aus Ländern, in denen die Benutzung des Petroleums zu Heizzwecken schon eine gewohnheitsmäßige ist. Eine besondere Eigenthümlichkeit der auf der Chicagoer Ausstellung zur Verwendung gelangten Verbrennungsapparate ist, daß die Ventile, durch welche die Oelpumpen kontrolirt werden, elektrische Ventile sind, so daß der beaufsichtigende Ingenieur im Stande ist, durch eine nur unbedeutende Bewegung des Fußes die Oelversorgung abzuschließen. Viele der großen industriellen Etablissements in Chicago haben daher die Verwendung von Petroleum zu Heizzwecken auch schon eingeführt und sind mit dieser Neuerung hinsichtlich der erzielten Sparsamkeit und Wirksamkeit äußerst befriedigt. Zu diesen Etablissements gehören auch mehrere Ziegelbrennereien, welche versichern, daß durch Benutzung des Erdöls der Brennprozeß um zwei Tage verkürzt wird, so daß eine thatsächliche Arbeitsersparniß eintritt; außerdem soll das gewonnene Produkt von besserer Qualität sein, so daß der Gewinn gegenüber der Petroleum nicht verwendenden Konkurrenz 35 pCt. ausmacht. Die geschilderte Verwendung des Petroleums beschränkt sich aber keineswegs auf Chicago allein, auch in Pittsburg haben einige der bedeutendsten Eisenindustriellen das Oel mit großem Erfolge als Brennmaterial eingeführt; desgleichen bedient die Duquesne Traktion Company sich desselben in hervorragendem Maße und die beinahe alljährlich einlaufenden Klagen über Belästigung durch Ruß und Rauch haben sich in Folge dessen der Zahl nach bereits wesentlich verringert. Wer sich übrigens mit dem in Rede stehenden Gegenstande schon näher beschäftigt hat, wird wissen, daß die italienische Marineverwaltung recht bedeutsame und erfolgreiche Versuche mit der Verwendung von Petroleum als Heizmaterial auf ihren Schiffen „San Martino" und „Staffeta" gemacht hat, bei denen sich herausstellte, daß eine größere Fahrgeschwindigkeit unter Benutzung von Petroleum erzielt wurde, obwohl man Veränderungen an der Maschinenkonstruktion, die bei regelmäßiger Petroleumfeuerung unerläßlich sind, noch gar nicht einmal vorgenommen hatte. Im Weiteren sind erfolgreiche Versuche auf der Oroya Eisenbahn in Peru gemacht worden, wo Abfallöle resp. Oelrückstände mit einem Entflammungspunkte von etwa 300 Grad Fahrenheit in zweckdienlicher Weise auf zwei Lokomotiven zur Verbrennung gelangten, die von den Rogers Works und Paterson, Newjersey geliefert waren. Beide Maschinen wurden auf einem Doppelgeleise nebeneinander ausprobirt; bei diesen Versuchen verbrauchte bei gleicher Fahrgeschwindigkeit die eine Lokomotive 38,55 Pfund Petroleum, die andere 79,30 Pfund Kohle per engl. Meile. In einer Rede, welche Herr H. K. Lindsay, der Sekretär der Vereinigung von Assekuradeuren in den Vereinigten Staaten, vor Kurzem vor der Insurance Library Association zu Boston hielt, legte derselbe seine Anschauungen über die Verwendung von Petroleum als Heizmaterial dar und wies bei dieser Gelegenheit darauf hin, daß ein einziger Ingenieur das Feuer für ein Dutzend Kessel von je 100 Pferdekräften zu reguliren vermöge. Sodann machte der Vortragende darauf aufmerksam, daß die Hitzeentwickelung unter Verwendung von Petroleum zu einer außerordentlich stetigen sich gestalten lasse. Ein Verlust an Hitze durch Oeffnen der Feuerlöcher, um die ausgebrannte Feuerung durch andere zu ersetzen, bleibt selbstverständlich vollständig ausgeschlossen, dabei kann durch Absperrung der Zufuhr von Petroleum das Feuer sofort gelöscht werden. Die Ausbreitung der Verwendung des Petroleums zu maschinellen Heizzwecken dürfte sich allerdings nur langsam vollziehen. Die Verwendung scheint aber gegenwärtig denjenigen Punkt erreicht zu haben, bei welchem nur noch die Frage nach den Kosten eine Rolle spielt. In dieser Hinsicht besteht jedoch nicht der mindeste Zweifel, daß Petroleum sich wesentlich billiger stellt als Kohle, so daß ein Hinderniß aus dieser Richtung nicht zu erwarten ist.

† **Welches sind die besten Aale?** Die Fälle, in denen die Praxis des Lebens unbewußt den Forschungen der Wissenschaft vorausgeeilt ist, sind nicht gerade selten, aber immerhin sind sie bemerkenswerth genug, um von ihnen Notiz zu nehmen. So weiß jede Hausfrau und jeder Fischhändler, daß für den Tisch diejenigen Aale die besten sind, die „schmale, kurze und spitzige Schnauzen" haben, eben so auch, daß allzu große und starke Aale den mittleren an Zartheit und Wohlgeschmack nachstehen. Nach den neuesten Forschungen, die E. Sonnebogen Comisa auf Lissa während seines fast zehnjährigen Aufenthaltes an der adriatischen Laguna gemacht hat, ist es ihm gelungen, die Unterscheidungsmerkmale zwischen den weiblichen und männlichen Aalen genau festzustellen. Es ergiebt sich nun daraus, daß genau die Ansprüche, die gewiegte Hausfrauen an gute Aale stellen, auf die m ä n n l i c h e n Aale zutreffen, während die w e i b l i c h e n Aale als minderwerthig erscheinen. Da außerdem die Frage über den Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Aalen schon so oft erörtert, noch nie aber in bündiger Form die unterscheidenden Merkmale angegeben wurden, so ist es nicht ohne allgemeines Interesse, die äußerlichen Kennzeichen zwischen den männlichen und weiblichen Aalen bekannt zu geben. Nach einem in der „Zeitschrift für Fischerei" veröffentlichten Aufsatz oben genannten Forschers sind diese Kennzeichen folgende: Die Länge des Männchens erreicht höchstens 490 Millimeter, die des Weibchens geht dagegen nicht unbeträchtlich über einen Meter hinaus; außerdem kann der weibliche Aal eine vergleichsweise anormale Dicke erreichen. Die Augen des Männchens sind immer verhältnißmäßig größer als jene des Weibchens, diese haben eine lange und etwas breite Schnauzenspitze, bei jenen erscheint sie dagegen schmal, kurz und spitzig. Daß der weibliche Aal eine höhere breitere Rückenflosse besitze, als gleich große männliche Aale, hat Sonnebogen bei seinen Untersuchungen bis jetzt nicht zu bestätigen vermocht. Ein entscheidendes äußeres Merkmal ergiebt dagegen die Farbe. Das Weibchen erscheint viel heller gefärbt als das Männchen. Ersteres ist grünlich auf dem Rücken und weiß oder weißlichgelb am Bauche, ohne Metallglanz, während der Rücken des Männchens tiefer grün bis schwärzlich gefärbt ist, mit silberweißem oder bläulichem niemals gelblichem und lebhaftem Metallglanz. Schließlich sei noch bemerkt, daß, wenn man die Aale außerhalb ihres Elements liegen läßt, nachdem die Weibchen von den Männchen geschieden worden, die Ersteren viel größere Schleimmassen von sich geben, als die Männchen. Bringt man nach dem Tode die ausgetrocknete Haut des Weibchens unter das Vergrößerungsglas, so läßt sich erkennen, daß die Schuppen viel feiner sind, als jene des männlichen Thieres.

Verantwortlicher Redakteur: E. R. Liebscher in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.